

**Predigt zur Eröffnung der Sommersynode  
am 7. Juli 2016 in der Kilianskirche zu Heilbronn  
Text: Exodus 33, 12-23  
Hellger Koepff, Dekan**

Es gilt das gesprochene Wort

---

Liebe Schwestern und Brüder,

den Monatsspruch für diesen Juli hat Hans-Jörg Eiding bereits genannt. Nach der Einheitsübersetzung lautet er:

Der Herr gab zur Antwort: Ich will meine ganze Schönheit vor dir vorüberziehen lassen und den Namen des Herrn vor dir ausrufen. Ich gewähre Gnade, wem ich will, und ich schenke Erbarmen, wem ich will.

Zwei Sätze aus dem 33. Kapitel des Buches Exodus. Als ich die gelesen habe, war es mir einfach zu wenig, zu verkürzt, zu einseitig. Darum lese ich den Vers im Zusammenhang und in der Übersetzung Martin Luthers:

*12 Und Mose sprach zu dem HERRN: Siehe, du sprichst zu mir: Führe das Volk hinauf!, und lässt mich nicht wissen, wen du mit mir senden willst, wo du doch gesagt hast: Ich kenne dich mit Namen, und du hast Gnade vor meinen Augen gefunden.*

*13 Hab ich denn Gnade vor deinen Augen gefunden, so lass mich deinen Weg wissen, damit ich dich erkenne und Gnade vor deinen Augen finde. Und sieh doch, dass dies Volk dein Volk ist.*

*14 Er sprach: Mein Angesicht soll vorangehen; ich will dich zur Ruhe leiten.*

*15 Mose aber sprach zu ihm: Wenn nicht dein Angesicht vorangeht, so führe uns nicht von hier hinauf.*

*16 Denn woran soll erkannt werden, dass ich und dein Volk vor deinen Augen Gnade gefunden haben, wenn nicht daran, dass du mit uns gehst, sodass ich und dein Volk erhoben werden vor allen Völkern, die auf dem Erdboden sind?*

*17 Der HERR sprach zu Mose: Auch das, was du jetzt gesagt hast, will ich tun; denn du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.*

*18 Und Mose sprach: Lass mich deine Herrlichkeit sehen!*

*19 Und er sprach: Ich will vor deinem Angesicht all meine Güte vorübergehen lassen und will vor dir kundtun den Namen des HERRN: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.*

*20 Und er sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht.*

*21 Und der HERR sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen.*

*22 Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin.*

*23 Dann will ich meine Hand von dir tun und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.*

Mose steht in der Felshöhle. Gott hält seine Hand schützend vor und über ihn. –

Welches inneres Bild haben Sie, liebe Schwestern und Brüder, von dieser Geschichte. Genauer gesagt: Wo sind Sie selbst, wenn Sie mit Ihrem inneren Auge die Szene wahrnehmen? Wo ist Ihr, wo ist Euer Ort in dem Bild, das sich vielleicht schon in Kindertagen eingepägt hat?

Mein Bild stammt aus Kinderkirchzeiten. Als es jetzt wieder auftauchte, war ich beschämt. Ich sehe von oben auf die Szene, die sich rechts unterhalb von mir abspielt. Mose am Eingang einer Felshöhle, vielleicht etwas mit Rulaman-Erinnerungen vermischt. Davor Gott, irgendwie hell und menschenähnlich. Er hält seine Hand vor den Eingang der Höhle. Meine Momentaufnahme.

Warum, so fragte ich mich, warum stehe ich eigentlich vor der Felshöhle und nicht hinter der vorgehaltenen Hand Gottes? Wieso bin ich quasi neutraler Betrachter der Szene? Weiß ich mehr als Mose? Habe ich als Christ die Höhle und die schützende Hand Gottes nicht nötig?

Jüdische Frömmigkeit und jüdischer Gottesglaube ringen um Gott. Das Ringen verdichtet sich in diesen Versen. Die Erzähler und Verfasser ringen um die Nähe und die Distanz Gottes. Ringen um die Selbstbestimmung des Volkes und ringen mit der Freiheit Gottes. Ringen angesichts göttlicher Freiheit um seine Barmherzigkeit. Jahrhundertlanges Ringen hat Spuren im Text hinterlassen. Wer ist dieser Gott, der so nahe sein kann und zugleich so unendlich weit weg, so gütig und zugleich so gefährlich? Wer ist dieser Gott, der sich nur verschlüsselt vorgestellt hat: Ich bin, der ich bin?

Kann ich solches Ringen auch nur ansatzweise nachvollziehen, wenn ich von neutraler Warte aus die Szene beobachte? Was maße ich mir an? Wäre es nicht schon christliche Anmaßung genug, neben Mose in der Felshöhle stehen zu wollen? Aber als Beobachter fein raus? Das geht eigentlich gar nicht. Unser Platz als Christen kann allerhöchstens neben Mose sein, in der Höhle, verdeckt, nichts sehend. Auch unser Platz als Verantwortliche für den zeitlich und geografisch gesehen winzig kleinen württembergischen Teil der Menschen Gottes ist allerhöchstens neben Mose und nicht neutral beobachtend.

Den Israeliten war es zu dumm geworden. Immer dieser unsichtbare Gott, „Ich bin, der ich bin“. Sie wollten ihn sehen, wollten wissen, was sie an ihm haben. Göttliche Erfolgsgeschichten wollten sie hören wie alle Welt auch. Nicht länger warten, nicht sein Schweigen aushalten. Zählbares wollten sie vor Augen haben, die Krise aus eigener Kraft, mit eigener strategischer Planung überwinden. Gott irgendwo, das war viel zu wenig. So bauten sie sich ein goldenes Kalb, da hatten sie was – zählbar, messbar. Dieses verehrten sie: Das soll unser Gott sein.

Erbost kündigt Gott ihnen sein Versprechen auf, sie durch die Wüste zu führen. Zwar bleibt das gelobte Land das Ziel, aber Gott will mit der ganzen Sache nicht mehr viel zu tun haben. Sie haben die Treue gebrochen, jetzt ist Schluss. Zudem wäre es für die Israeliten viel zu gefährlich, Gott in ihrer Nähe zu haben. Das Volk müsste vergehen. Gott schützt sie vor sich selbst. Da blitzt etwas auf von Gott: Gott schützt sie vor sich selbst.

Dennoch verhandelt Mose mit Gott. Wie ein Bittsteller am Königshof tritt er auf, ringt, drängt, geht einen Schritt zurück, um gleich darauf von Gott noch mehr zu fordern. Aber du hast das Volk doch erwählt, es ist doch dein Volk. Wenn dein Angesicht nicht mitgeht, wollen wir von dem gelobten Land auch nichts wissen. Wichtiger als aller Besitz, wichtiger als Milch und Honig ist uns, dass du, Gott, da bist. Welch eine Aussage in der Wüste. Wichtiger als aller Besitz, wichtiger als Milch und Honig, wichtiger, als dass die Zahlen stimmen, wichtiger als dass wir vor der Welt gut dastehen, ist uns, dass du, Gott, da bist. Das sollten wir uns mal trauen.

Mose bleibt hartnäckig. Lass mich deine Herrlichkeit sehen. Kabod, Herrlichkeit, Erscheinung voll Ehre. Wir können den Begriff nur umschreiben. Kabod, einerseits unaussprechliche Größe Gottes und gleichzeitig für die Ohren jüdischer Ausleger Gottes Brücke zu den Menschen. Diesen Kabod, die Herrlichkeit Gottes will Mose sehen.

Gott verwehrt es ihm und kommt ihm zugleich entgegen. Nicht die Herrlichkeit aber all mein Gutes, all meine Schönheit, all die Spuren meiner Güte, will ich vor dir vorüberziehen lassen. In Güte stellt Gott sich vor. Wem ich gnädig bin, dem bin ich auch gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich wirklich. Der „Ich bin, der ich bin“ legt sich fest auf Güte.

Gott stellt Mose auf den Fels, einen Ort bei sich selbst. Gott nimmt ihn in Obhut. Hält seine Hand über ihn, vor ihn, solange er mit seiner Herrlichkeit vorüberzieht. Erst dann, erst im Nachhinein darf er ihm nachsehen.

Gottes Angesicht darf Mose nicht sehen, nur seinen Rücken, wird in menschlichen Bildern erzählt. Gott wendet sich wieder ab – und genau darin ist er Mose und seinem Volk tief verbunden, geradezu verknötet mit seinem Volk. Gott bleibt frei – und wendet sich gerade so zu.

Wir könnten uns in die einzelnen Begriffe vertiefen. Sie erzählen alle von der eigentümlichen Doppelbewegung: Gott entzieht sich und wendet sich zu. Gott bleibt frei und bindet sich an sein Volk. Gott verhüllt den Blick und enthüllt darin seine Güte und Schönheit.

Wo stehen wir als Christen? Wir haben unseren Platz allerhöchstens in der Felshöhle und sehen nur die Spuren Gottes durch den Schleier der Geschichte. Wir Christen stehen an der Krippe – und doch bleibt auch in Jesus Christus die Herrlichkeit Gottes verborgen. Gott bleibt der Freie.

Wir lesen und hören vom Nazarener in Judäa und Galiläa.

Wir hören seinen Schrei am Kreuz und staunend kommt uns das leere Grab zu Ohren.

All das hören und erahnen wir. Doch wir hören es wie aus der Felshöhle durch einen Schleier. Unsere Bilder verschwimmen im Dunkel des paulinischen Spiegels.

So sehr wir uns das wünschen, die Gottesbilder auch unseres Christusglaubens bleiben uneindeutig in der Doppelbewegung: Gott entzieht sich und wendet sich zu. Wir suchen. Wir tasten. Wir werfen unsere Hoffnung nach vorne ohne zu sehen. Mit Mose stehen wir in der Felshöhle, allerhöchstens. Manche entgegnet, das ist uns zu wenig, wir haben doch Jesus, da sind wir sicher.

Ich finde, es ist das pure Evangelium, glaubend neben Mose in der Felshöhle stehen zu können.

Es ist das pure Evangelium Gottes Spuren im Nachhinein zu erahnen.

Es ist das pure Evangelium hoffen zu können, er zieht nicht nur an uns vorüber, sondern auch an unserer Sünde und an unseren Goldenen Kälbern, den Bären und Bullen, die wir allabendlich in den DAX-Kurven anbeten.

Es ist das pure Evangelium hoffen zu können, ich erkenne im Nachsehen Gottes Wirken mitten unter uns. Das wäre schon über die Maßen viel.

Wer sagt denn, dass sich Gott heute nicht ganz verborgen hat, dass er verstummt ist und schweigt angesichts unserer Schuld, angesichts der himmelschreienden Ungerechtigkeit dieser Tage?

Wer sagt denn, dass Gott angesichts unserer globalen Beziehungslosigkeit nicht die Beziehung zu uns aufkündigt?

Ich weiß, solche Gedanken passen schlecht in die Marketingkonzepte einer Kirche. Auf Hochglanz gedruckt oder in einer App digitalisiert wirken sie lächerlich. Wie wollen wir denn werben, wenn wir selbst nicht sicher sind? Darum hat die ökumenische Arbeitsgemeinschaft für das Bibellesen, so denke ich, für den Monatsspruch das Ringen des Mose und die Doppelbewegung Gottes ausgeklammert.

Der faszinierende Text aus dem Exodus mutet mir jedoch diese Gedanken zu. Mit anderen sehe ich mich eben in der Felshöhle neben Mose. Wie er ringend um den Gott, der immer der Freie bleibt. Gott lässt sich auch von uns nicht vereinnahmen. Wir stehen in der Felshöhle neben unsere jüdischen Geschwistern, lernen mit ihnen und von ihnen.

Schauen wir uns weiter um, entdecken wir die weltweiten Schwestern und Brüder der christlichen Kirchen. Nur gemeinsam können wir Gott suchen, indem wir den Glauben und das Leben teilen.

Und ich bin gewiss, wenn wir die Augen zukneifen und angestrengt hinschauen, werden wir in der Felshöhle auch muslimische Geschwister entdecken, die mit uns auf der Suche sind.

Wie nehmen wir nun – bildlich gesprochen aus der Felshöhle heraus – als Synode, Oberkirchenrat und Landesbischof oder in der Gemeinde unsere kirchenleitende Verantwortung wahr?

Wenn ich in mich hineinhorche, so ist mir das Ringen um Gott alles andere als fremd. Das müssen wir heute neu spüren und uns trauen, davon zu reden. Uns trauen mit Gott zu ringen. Leicht ist das nicht, aber ehrlich – und nur ehrlich können wir um Vertrauen werben, nur ehrlich können wir missionarische Kirche sein.

Oft begegne ich Menschen, die sind zerrissen in ihren Empfindungen Gott oder einem Göttlichen gegenüber. Was sollen sie beim wachen Blick in die Welt auch anderes sein. Sie suchen die Eindeutigkeit und spüren doch so viel Zerrissenes. Sie erfahren Güte und erleben Verzweiflung. Wir dürfen ihnen diese Spannung nicht ausreden. Wir brauchen auch Gott nicht zu verteidigen. Unser Auftrag ist, verlässlich neben den Menschen in ihrer Zerrissenheit stehen, sie mit ihnen aushalten. So sind wir missionarische Kirche.

Oder anders ausgedrückt: Die Ambivalenzfähigkeit des jüdisch-christlichen Glaubens ist ein riesengroßer Schatz und alles andere als Beliebigkeit. Die Welt mit ihrer Sucht nach Eindeutigkeit und einfachen Lösungen braucht diesen Schatz. Mit ihm sind wir missionarische Kirche.

Gott zieht an Mose mit seiner Güte und Schönheit vorüber. An den Spuren seiner Güte können wir ihn erahnen. Darum ist es unser Auftrag, Spuren seiner Güte im Leben der Welt mitzuzeichnen. Vom Glauben bewegt werden wir als Christen dem Leben dienen, ohne gleich auf den Nutzen für uns zu schießen. So sind wir missionarische Kirche.

Von jüdischen Auslegern lernen wir: Gott hat sich mit seinem Volk geradezu verknotet. Das schwingt in dem hebräischen Wort für den Rücken Gottes, den Mose sehen durfte, mit. Durch Jesus Christus sind wir in diesen göttlichen Knoten hineinverwoben. Das ist uns genug. Gott bleibt frei und wir vertrauen, gerade so ist er uns zugewandt.

Amen